

Reisenotizen XI

13. – 12. Maerz 2008

Albuquerque – Clovis, New Mexico

3.3.2008

Albuquerque

Der erste Besuch in einer US-Schule erwaermt mein Herz. Adrian Schaefer, der Lehrer dieser 9-jaehrigen Drittklaessler, leitet sie mit Wohlwollen, Respekt, Begeisterung an. Alle klatschen einen vereinbarten Rhythmus, wenn er ihre Aufmerksamkeit will; und dann sind alle konzentriert da. Die Kinder sind wach, neugierig, nehmen alle aktiv am Unterricht teil. Da ist ein Grundvertrauen und eine Risikofreudigkeit beim Fragen und Antworten – spuerbar, wie hier die Jugendlichen gefoerdert und nicht negativ beurteilt oder blossgestellt werden. Ich bin erstaunt, wie gut sie auch zum Thema Klimaveraenderung informiert sind. Einige sprechen frei ueber ihren hohen Energiekonsum und ueber moegliche Schritte, diesen einzuschraenken. Ein kleines, schuechternes Maedchen mit glattem braunen Haar streckt am Schluss auf: „Kennen Sie den Film ‚Forrest Gump?‘“ Nach der Schulstunde legen die Kinder ihre Jacken an und wandern eine Weile mit mir gegen das Zentrum von Albuquerque. Die meisten wollen auch einmal James, mein Waegelchen, ziehen. Mit Eifer wuchten die kleinen Koerper die Last vorwaerts und setzen alles daran, das Gefaehrt in Balance zu halten.

John und Richard Schaefer begleiten mich durch die Stadt. Sie machen noch Film- und Fotoaufnahmen fuer die geplante neue SUNwalk2008-Home Page fuer US-Kinder und Jugendliche, auch auf dem Hauptplatz im Herzen der Stadt. Er erinnert an die Plaetze in spanischen Staedten, wo an warmen Abenden die Menschen beim Paseo flanieren. Und dann folge ich auf der Central Ave., der ehemaligen Route 66, wieder dem inneren Zug nach Osten.

Ein junger Mann, der auf dem gegenueberliegenden Gehsteig dem Stadtzentrum entgegengeht, faellt mir auf. Afro-Amerikaner, etwa 20, weiter, langer Mantel, natuerlich fliessende Bewegungen wie die eines schwarzen Panthers, sein schoenes, entspannt laechelndes Gesicht ganz dem Himmel, der Sonne hin zugewendet, offen, der Glanz der Nachmittagssonne auf seiner glaenzenden Haut, ein Bild von Wohlsein und Lebensfreude. Bald darauf sehe ich ein Restaurant mit Salat-Bar, das fuer ein paar Dollar „All you can eat“ (iss soviel, wie Du essen kannst) anbietet.

Ich kehre ein und lege mir von der grossen Auswahl einen inneren Vorrat fuer die kommende Zeit an. Als ich gut genaehrt das Lokal verlasse und mir James anschnalle, kommt Jayce daher, der Mann, den ich vorher gesehen habe. Wir begruessen uns lachend und machen etwa tausend Schritte zusammen – er einige mehr als er urspruenglich in

dieser Richtung vorhatte. Er vertraut mir seine Liebe zur Poesie an, ich zitiere ihm die Gedichte „Wild Geese“ und „The Journey“ von Mary Oliver. Wir sprechen von unserem Weg, von der inneren Stimme, die uns leitet, wissend, wie wir gemeint sind. Die kurze Begegnung wird so reich – ich spüre Abschiedsschmerz, als er umkehrt und seinen Weg weitergeht. Gottfried Keller kommt mir in den Sinn:

„...es blitzt ein Tropfen Morgentau
im Strahl des Sonnenlichts.
Ein Tag kann eine Perle sein
Und ein Jahrhundert nichts...“

Später schickt Jayce mir ein Zitat des Rappers Courdek: “I am me, but I am you as well. I am everything you touch, taste, see, feel, think, and smell. We're well above divinity, held with great affinity, beyond even infinity you see I'm simply energy.”

Ich quartiere mich in einem Motel ein, am Rand der Berge, bevor die Strasse ihren weiten Anstieg zwischen den Sandia und Manzano Mountains beginnt. Am Gästee-Computer in der Motel-Eingangshalle spielen ein Bub und ein Mädchen Computer-Spiele. Nach einer Weile frage ich sie: „Ich habe noch Hausaufgaben. Kann ich Euch fuer eine Weile abloesen?“ „Was fuer Hausaufgaben?“, fragt das hübsche, braunhäutige Mädchen mit den langen, schwarzen Haaren. „Ich moechte die Mails meiner Freundinnen und Freunde in der Schweiz lesen und beantworten.“ „Macht Dir das Spass?“ „Oh, ja.“ „Also gut, dann lassen wir dich machen.“

4.3.2008

Albuquerque – Moriarty

Die Route 66 windet sich um die Autobahn 40 wie die Schlange um Aesculaps Stock. Sie steigt und steigt an, ein natürlicher Pass zwischen den Sandia und den Manzano Bergen, der seit prähistorischer Zeit Ost-New Mexico mit dem Rio Grande-Tal verbindet – in der spanischen Kolonialzeit wird er Canon de Carnue, heute Tijeras Canyon genannt. Im Talgrund glitzert ein Bach in der Morgensonne, gesäumt von Bäumen und Büschen. Wie Körperhaar darauf hinweist, wo das Leben besonders warm pulst, verraten Bäume und Büsche in der Landschaft, wo das Wasser fließt.

Wird die Passhöhe erreicht, geht es nicht etwa auf der anderen Seite hinunter – eine riesige, sandig-helle Hochebene beginnt, der ich in der kommenden Woche treu bleiben werde, bis zur texanischen Grenze. Von weitem sehe ich Moriarty – den Namen kann ich mir wegen „mori“ und „art“ gut merken – die Kunst, gut zu leben, mündet in die Kunst, gut zu sterben. Auch die lebenswürdige Endsechzigerin an der Reception des Hotels weiss davon etwas zu erzählen. Sie hat schon 4 Urgrosskinder, ihre älteste Enkelin ist 29, ihre jüngste 4. Sowohl sie als auch ihre Tochter haben mit 19 geheiratet.

5.3.2008

Moriarty - Willard

Als wir 1995 mit dem Maultier von Elm nach Neuenburg wandern, rastet die gute Fanny in Glarus total aus, galoppiert in eine Tankstelle, bedroht die nigelnagelneuen Toyotas zum Entsetzen des Garagen-Besitzers; und als ich sie mit Mueh und Not an einen Alleebaum kette, pfluegt sie den Rasen innert Kuerze um. Die Aufregung haelt die ganze Nacht ueber an, auch noch im Stall beim Kloentalersee. Doch dann beruhigt sich Fanny und wird wieder lammfromm, bis Neuenburg. Warum das? In Glarus sind wir von der Richtung abgewichen, die zu ihrem Stall im Thurgau fuehrt.

An Fanny muss ich denken, als ich in Moriarty auf die Strasse 42 einschwenke, die mich den ganzen Tag nach Sueden fuehrt, weg von meiner bereits verinnerlichten Ostrichtung. Ich stuerme keine Tankstelle; aber da ist ein mulmiges Gefuehl, ein inneres Ziehen, weg von dieser Suedrichtung nach Osten. Die Geschichte dieser Strasse lenkt mich ab: Waehrend Jahrhunderten werden auf diesem „Salt Mission Trail“ Salztransporte von Sueden nach Norden durchgefuehrt. Es reihen sich auch Missionsstationen entlang dieser Strassenverbindung, die uebrigens auch „Longest Main Street in America“ (laengste Hauptstrasse) genannt wird. Irgendwo daemmern auch Ruinen einer Eisfabrik vor sich hin. Es gibt hier natuerliche CO₂-Gas-Quellen. Von den Dreissiger- bis Fuenfziger-Jahren des letzten Jahrhunderts hat die Stewart-Warner Corporation hier Trockeneis hergestellt.

Ich winke wieder allen Chauffeuren. Einer faellt mir besonders auf: Ein Ruebezahl, Waldschrat, grosser wilder Bart, funkelnde Augen, wenige vereinsamte Zaehne im Mund, ein Laecheln aus einem klapprigen hellen Auto.

Immer wieder habe ich auch schoene Begegnungen mit Tieren: Das falbe Pferd mit dunkler Maehne, dunklem Schwanz, dunklen Nuestern. Es mustert mich. Es kommt einige Schritte naeher. Es dreht eine Galopprunde, wirft die Maehne in die Luft, kommt an den Zaun. Als ich weiterlaufe, folgt es mir, immer die Ohren ganz nach oben gestellt. Einige Baeume trennen es nun von mir. Es trabt um die Baeume herum, kommt wieder zum Zaun. Voellige Zuwendung, intensive Kontaktaufnahme, Beziehung. Das Tier folgt mir bis zum Ende der Weide. Und als ich nach ein paar Hundert Metern zurueckblicke, steht es immer noch da und blickt mir nach. Ich werde inne, wieviel Abschied einem solchen Landstreicherleben innewohnt, suesses, schmerzliches Gefuehl. Ich ueberlege allen Ernstes, warum ich nicht ein solches Pferdchen als Weggefuehrten mitnehmen soll. Wir koennten die Lasten teilen. Doch dann kommt die Vorstellung von grossen Staedten, was es alles mit sich bringen wuerde, und dann wandere ich leichten Fusses weiter, und freue mich auf die naechste Begegnung.

Oder die schwarzen Kuehe – von Ferne sehe ich schwarze Punkte auf weiter, gelber Ebene. Beim Naeherkommen zeichnen sich deutlichere Konturen ab. Sie weiden, die Koepfe am Boden, fast alle in der gleichen Richtung. Als ich mich naehere, heben sich alle Koepfe und blicken mich auch wieder unverwandt an, grosse schwarze Augen,

schwarze Stirnlocken, glänzende, schwarze Mäuler. Dann kommt Bewegung in die Herde. Sie kommen zum Zaun, sie folgen mir nach, sie beginnen zu rennen, werfen ihre Hinterbeine uebermuetig in die Luft. Sie wandern mit mir einige hundert Meter, auch hier wieder, bis sie an einen Zaun kommen, wo eine Stacheldrahthecke sie zusammenpfercht. Auch sie blicken dem Wandersmann lange nach.

Oder die beiden Hasen – im Gegensatz zu den Wildkaninchen mit ihren hellen Kugelschwanzchen mit laenglichem dunklem Schwanz. Einer jagt ueber die Strasse und verschwindet mit Zickzackkurs in den niederen Bueschen. Der andere pfeilt aus einem Grasbueschel hervor, zieht in rasender Geschwindigkeit einen Halbkreis, haelt hinter einem Grasbueschel wieder unbeweglich inne. Wieder und wieder wagt er solche Halbkreise, bis er einen Riesenbogen um mich herumzieht und verschwindet. Die steif nach oben gestellten Ohren bleiben noch ueber den Bueschen eine Weile sichtbar, davonsausende Zwillingsschwerglein im Kasperltheater.

Oder das Rudel von etwa 40 Hirschen, die etwas auseinanderdriften, sich dann wieder sammeln, um dann wieder auseinanderzuweichen – ihre weisse Hinterpartie laesst die Herde wie eine pulsierende helle Kugel in der Praerie leuchten. Oder der Bussard, der die Luft zwischen Himmel und Erde kost und mit seiner beige-braunen Farbe so vollkommen in diese endlose Ockerweite passt.

Bei solchen Begegnungen wird mir so tief bewusst, welche Verantwortung wir als bewusste Tierart mit Wahlmoeglichkeiten unseren Mitgeschöpfen gegenueber haben. Ich bin ueberzeugt – der Respekt vor den Mitwesen, die Ehrfurcht vor allem Lebendigen wird ueber unsere Zukunft mitentscheiden. Elias Canetti nennt die Ausrottung jeder Spezies eine Teilblendung von uns selbst. Ich sehe Tiertransporte auf Ueberlandstrassen. Ich komme in Restaurants, wo es kein Gericht ohne Fleisch gibt. Ich sehe die Brandmarken der Kuehe – das gluehende Eisen wird den Tieren in die Haut gepresst, um den Besitzer zu markieren - Brandmarkung – davon kommt der Name, auch der Begriff „Brand“ – fuer Produktmarke. „Livestock“ – „Lebendware“, Ausdruecke fuer die absolute Verdinglichung unserer Mitwesen, vom „Ich – Du“ zum „leblosen „Ich – Es“, um Bubers Begriffe zu gebrauchen.

Am Fernsehen sehe ich ein Bild des Meeres vor der Ostkueste von Suedamerika vom Satelliten aus gesehen – die Fangflotten, die die Meere leer fischen, leuchten dort wie die grossen Millionenstaedte auf dem Land, und die Nahrungskette wird gepluendert und verarmt und veroedet bereits an ihrem Anfang.

Das saeuberlich abgepackte Fleisch in unseren Laeden ist Ausdruck einer massiven Gefuehlsabspaltung. Wer hat je ein Schlachthaus besucht und etwas vom unsaeglichen Leid erfahren, das wir den Tieren antun? Genug gepredigt – die Begegnungen mit Tieren loesen immer wieder solche Gefuehle und Gedanken aus; und ich bin dankbar, in der Religion, der ich angehoere, mit Franz von Assisi um ein Vorbild zu wissen, der diese Mitgeschöpflichkeit lebte, die Beziehung mit Tieren pflegte und predigte. Was fuer ein Privileg, an seinem Namenstag geboren zu sein, am „Tag des Tieres“.

Am fruhen Nachmittag komme ich in Estancia an. Das bedeutet „Ort der Ruhe“, also Zeit fuer eine Pause im huedschen Park. Eine ergiebige Quelle speist einen Teich. Seit 1776 ist Estancia als Siedlung bekannt. Beruechtigt ist es wegen der letzten Hinrichtung mit dem Strang, der 1922 ein Raeuber zum Opfer faellt.

In der Bibliothek, einem neuen Gebaeude neben dem Park, sitze ich neben Brad Earlewine und lese meine Mails. Brad ist pensionierter Lehrer, Schachmeister. Er hat Wurzeln in Bayern, seine Vorfahren hiessen Erlewein, und in der Schweiz. Er weiss so viel zu erzaehlen, dass ich kaum dazu komme, meine e-mail-Post zu erledigen. Auch ruft er Vanessa, eine der Bibliothekarinnen mit spanischen Wurzeln. Sie solle doch ihre Beziehungen spielen lassen, damit ich in der naechsten Ortschaft, Willard, angesichts des aufziehenden Schneesturms irgendwo ein Dach ueber den Kopf bekomme. Vanessa telefoniert. Immer wieder schildert sie den Quer-durch-die-USA-Wanderer. Schliesslich kommt sie und stellt mir in Aussicht, dass im Feuerwehr-Depot ein Couch auf mich warte. Ich solle mich um 18 Uhr in der „Cantina“, dem einzigen Restaurant, einfinden. Die Feuerwehr-Chefin werde sich um mich kuemmern. Dann bricht Vanessa auf, um einen Foto-Apparat aufzutreiben, um fuers Lokalblatt eine Foto von mir und James zu machen. Als ich schon wieder unterwegs bin, faehrt sie mir nach und macht das Bild.

Um sechs Uhr betrete ich die „Cantina“ – eine eiskalter Wind hat kurz vorher zu blasen begonnen, und die ersten Schneeflocken wirbeln in Willard, dem 300-Seelen-Nest, durch die daemmrige Luft. Pat, eine brunette Sechzigerin, bringt mir Kaese-Tortillas und eine heisse Schokolade, die meine steifen Glieder in Kuerze aufwaermen. „Kann ich mit VISA zahlen?“, frage ich nach dem Essen. „Nein, einer, der so weit laeuft, braucht hier nicht zu zahlen!“ Und dann steht ein Mann mit wachen, freundlichen Augen vor mir: „Ich bin Felix. Du schlaefst bei uns. Komm mit mir.“ Er fuehrt mich zu einem Haus, ganz in der Naehe, wo er, seine Frau Maria – ein Weihnachts-Kind, Geburtstag am 25.12. – ihr Sohn Thomas und ihr Enkel Weston in einem huedsch eingerichteten Haus wohnen. Felix war 2 Jahre mit dem Militaer in Deutschland, hilft in der Cantina und arbeitet als vielseitiger Handwerker. Maria erteilt Religionsunterricht. Und bald liege ich in einem warmen Bett mit vielen Kissen und Decken und hoere draussen den Schneesturm wueten und an den Balken rueteln.

6.3.2008

Willard – Encino

Mary macht uns allen ein ueppiges Fruhestueck. Felix schenkt mir ein Paar warme Handschuhe und einige Waermepackungen. Ich habe ihm am Abend vorher erzaehlt, ich haette nur ein Problem mit dem kalten Wetter: Meine Haende warm zu bekommen. Von Willard geht es wieder nach Osten. Es folgen 170 Meilen (ca. 260 km) durch fast unbesiedelte, eintoenige Praerie-Gebiete: Sanfte Huegel, Ebenen, gelegentlich ein Geisterdorf, in dem neben zerfallenden Ruinen nur noch wenige Haeuser bewohnt sind und jeweils als einziges Gebaeude das immer gut unterhaltene Post Office die amerikanische Flagge hochhaelt – hier verschwindet das Post Office als allerletztes,

anders als in der Schweiz. Manchmal eine schwarze Kuh, ein Pferd, oder auch einmal ein Lama. Wenig Verkehr. Mit der Zeit erkenne ich Chauffeure wieder, die auf dieser Route pendeln. Immer wieder die langen Gueterzuege, die durch die Landschaft donnern und bei jedem unbewachten Bahnuebergang mit ihren Hoernern einen Hoellen-Spektakel verursachen.

Es hat in der Nacht etwa 10 cm Schnee hingeworfen. Doch am Morgen weht ein trockener Wind und leckt den Schnee bald von der dampfenden Strasse weg. Linkerhand draeuen noch dicke Schneewolken, rechterhand blaut der Himmel. So wandere ich den ganzen Tag durch diese so genannte „High Desert“, die einzigen Gefaehrten kleine braungraue Voegel, die sich als Schwarm auf der Strasse niederlassen und, wenn ich komme, vor mir herfliegen und weiter vorn erneut auf der Strasse landen.

In einer dieser Geisterortschaften hat es doch noch einen kleinen Dorfladen. Ich frage die Verkaeuferin, ob ich hier irgendwo unterkommen koenne. Die Nacht werde bitter kalt, und von der Schneeschmelze sei der Untergrund nass und schlammig, muehsam zum Campieren. Sie ueberlegt. Dann meint sie, ich solle zu Mike gehen. Er wohne ganz am anderen Ende des Dorfes. Ein paar Mauern mit viel Geruempel darum herum, Autowracks etc. Er sei gerade hier im Laden gewesen. Jetzt bearbeite er Holz hinter seinem Haus mit einer Kettensaege. Ich werde es schon hoeren. Er habe einen Wohnwagen, in dem manchmal Passanten uebernachten. „He is a nice guy.“

Ich finde alles wie beschrieben; ausser dass Mike offenbar fertig mit Saegen ist. Wuerde nicht ein Raeuchlein aus einem duennen Blechkamin aufsteigen, wuerde man nicht glauben, dass in diesem Gemaeuer noch jemand wohnt. Ich klopfe an die Tuer. Nichts. Ich gehe durch all den Geruempel ums Haus herum, klopfe an einer Tuere hinten. Nichts. Als ich wieder nach vorne komme, bewegt sich etwas im Haus; und Mike erscheint.

Wilder Bart, funkelnde Augen, wenige vereinsamte Zaehne, ein Deja-Vue-Erlebnis. Er hilft mir auf die Spruenge: „Ich sah dich gestern Morgen nach Moriarty. Wir haben uns zugewinkt.“ Und dann fuehrt er mich zum Wohnwagen. Waehrend ich mir einen Schlafplatz herrichte, holt er einen Strahler. „Es ist ein Exemplar minus ein Bein. Ich hole noch einen Ziegel, um ihn daraufzustellen.“ Und so verbringe ich eine leidlich warme Nacht bei Mike. „Sorry, no TV, no water“. „No problem for me.“ „Do you wanna smoke some grass?“ offeriert er mir noch ein Bettmuepfeli. Aber ich bin schon so halb in der Welt der Traeume.

7.3.2008

Encino – Vaughn

Es ist bitter kalt heute Morgen. Dank den Waermepackungen von Felix bringe ich meine Haende doch noch warm. Ich bin froh, dass ich frueh in Vaughn eintreffe. Die Gemeindeangestellte in der City Hall laesst mich den Computer benuetzen, da mich

verschiedene Leute zu erreichen versuchten und ich einen Interview-Termin mit Swiss Info verpasst habe. Sie machen sich Sorge, da ich nicht erreichbar bin.

Mein Natel hat seit Tagen keinen Empfang, und Computer sind in der High Desert auch duenn gesaet. So kann ich in der City Hall einige Beruhigungs-Mails schreiben. Ich komme in einem guten Motel unter und merke, dass die Besitzerin Cathy die Schwester der Gemeindeangestellten ist. Das Buschtelefon hat auch schon funktioniert. Cathy weiss bereits, dass ich schreiben moechte. Sie stellt mir spontan ihren Laptop zur Verfuegung. Das Restaurant am Dorfausgang hat 24 Stunden offen, und so kann ich wieder einmal etwas Warmes essen und mich fuer die kommenden Tage auffuttern.

8.3.2008

Vaughn – Yeso

Ein Tag mit gutem Wetter und wunderbarem Rueckenwind. Ich komme gut vorwaerts und bewaeltige die 55 km gut, 51 davon auf schnurgerader Strasse. Als nach 51 km die Strasse in eine Linkskurve muendet, falle ich einen Monmet wie aus der Trance dieses Gerade-Daherlaufens. Am Anfang begleitet mich ein „Tumble Weed“-Ball, trockener Stolperrollbusch, den der Wind vor sich hertreibt.

Fahrig-gespenstisch torkeln diese Gesellen daher, nehmen hin und wieder einen Satz, halten inne, bis sie der Wind wieder packt und weiter ueber die Ebenen treibt, bis sie in einem Drahtzaun haengen bleiben oder sich zu anderen Schicksalsgenossen gesellen, die in einem Schacht oder einer Bodenvertiefung gelandet sind und dort, vielleicht vorlaeufig, ihre ziellose Reise unterbrechen muessen. Dank Rueckenwind bleibt der Tumble-Weed-Rugel an diesem Morgen eine ganze Weile an meiner Seite, bis er sich an einem Zaun verheddert und ich ihn zuruecklasse. Auf langen abwaerts fuehrenden Strecken falle ich gelegentlich in einen Intervalllauf, wie er auch von Indianerstaemmen fuer lange Strecken benuetzt wurde – 100 Laufschriffe, 50 Normalschritte, alternierend. Beim heutigen Rueckenwind und den langen Abwaertspartien von den Huegelruecken hinunter bewahrt sich diese Laufform gut.

Tom hat heute weniger Glueck mit dem Wind. Von Ferne schon sehe ich, wie ein Velofahrer mit seinem voll bepackten Drahtesel langsam gegen den Gegenwind ankaempft. Ein Gluecksgefuehl, in dieser einsamen Gegend Tom Hornyak zu treffen. Er ist in Florida aufgebrochen, hat die Schulbank und die Buecher fuer eine Weile mit dem Velosattel vertauscht und faehrt nach Westen, auch durchs ganze Land. Der Austausch mit einer verwandten Seele gibt mir Energie fuer den Rest des Tages. Er erzaehlt mir von seinen Erlebnissen, wie er unter der Eisenbahn in einem Schacht oder hinter einem Supermarkt uebernachtet hat, wie auch er von der Kaelte hier ueberrascht wird und bald einmal suedlichere Gefilde aufsuchen wird (www.crazyguyonabike.com/doc/tomontour).

Ich sehe einen ueberfahrenen Skunk am Strassenrand. Der Wind traegt mir seinen Geruch ueber viele Kilometer nach. Ich werde an den Abend erinnert, als mich 1980 ein Skunk

im Garten in Brookline vollspritzte, mit eindrucklichen Resultat – es hat Monate gedauert, bis die Geruchsspuren von mir und meinen Habseligkeiten getilgt waren.

Am Abend stelle ich das Zelt ausserhalb des Geisterdorfes Yeso in einem verlassenem Viehunterstand auf. Die untergehende Sonne laesst ihr oranges Licht durch eine Bretterluecke fliessen und vergoldet die Schlafkuppel wundersam. Ich gehe ins Dorf zurueck und frage einen der letzten Einwohner, ob es in Ordnung sei, wenn ich dort uebernachte, dies weniger als Absicherung des braven Buben, eher, um jemanden kennen zu lernen, der hier wohnt. „Don’t worry. Nobody will bother you there; except the snakes“. (Keine Sorge. Niemand wird dich dort stoeren, ausser die Schlangen). „Die schlafen doch bei dieser Kaelte?“ „Hopefully.“ (Hoffen wir es). Ich waere ihnen gern begegnet. Wir sind ihnen gefaehrlicher als sie uns.

9.3.2008

Yeso – Fort Sumner

Eine Tafel vor Fort Sumner erinnert an Williams Deak Parson (1901 – 1953), „The Atomic General“, der fuer den Einsatz der ersten Atombomben verantwortliche Militaervertreter. Hier in New Mexico wurde der Trinity Test durchgefuehrt, die erste Atombomben-Explosion. Dann ist auch Billy the Kid hier omnipresent, ein huebscher, harter Junge, der einiges angestellt hat und hier begraben sein soll. Anstelle dieser zwei laengst verblassten Power-Maenner treffe ich im Bandana auf zwei lustige Power-Frauen. Nachdem ich meinen Salat gegessen habe und durchgesickert ist, dass ich zu Fuss unterwegs bin, wollen sie auch hier nichts von Bezahlung wissen. Die eine Wirtin spiesst die Rechnung auf die Nadel mit den bezahlten Rechnungen und meint: „Eine Freude fuer uns, Sie zu bewirten.“ Die Kollegin fragt nach den Beweggruenden fuer meine Wanderung. „Nimm noch ein paar Wanderer mit – dafuer sollten Massen unterwegs sein.“ Beim Abschied wuensche ich ihr ein gutes Leben. „Das habe ich“, lacht sie mich munter an. „Wenn etwas nicht mehr stimmt, aendere ich es sofort.“

10.3.2008

Fort Sumner – Melrose

Es wird waermer. Aus den Ritzen am Rande der Strasse spriessen feine gruene Graeser. Die Voegel beginnen zu singen; immer mehr Bienen, Fliegen, Schmetterlinge – und Toeffahrer – schwaermen aus. Der Himmel strahlt himmelblau, gegen den Horizont hin tuerkisgruen. Heitere Hodlerwoelkchen schweben regungslos ueber dem Land. Wo die Sonnenstrahlen auf die Wolken treffen, bildet sich ein schraeges Schattenband zwischen Wolken und Horizont, Zerahimmel.

In Melrose frage ich den jungen Verkaeuffer, wo ich hier zelten koenne. Eine Dame, die ebenfalls hier einkauft, hoert zu. Sie empfiehlt den kleinen Stadtpark neben dem Laden.

Der Verkaefer offeriert mir auch den Garten seiner Eltern. Ein anderer Kunde meint: „It seems to be a plan“ (Das toent nach Plan), als er von meiner Wanderung hoert. Im Park finde ich einen runden, gedeckten Pavillon und fange an, mein Zelt aufzustellen. Da haelt ein Auto. Casey Holloway begruesst mich. “Du kannst in unserem Jugendzentrum schlafen. Meine Mutter hat angerufen und von Dir erzaehlt.” Die Frau im Laden. Ich folge mit James seinem Auto bis zum Jugendzentrum. Auf einem grossen, weichen Sofa schlafe ich in der grossen Halle.

11.3.2008

Melrose – Clovis

Im Hampton Inn warten neue Sandalen und Spruengli-Pralines auf mich. Ein Ruhe- und Schreibtag, bevor ich morgen die Grenze nach Texas ueberschreite. Es war eine lange Durststrecke bis nach Clovis, und als ich meine, angekommen zu sein, geht es noch einmal 6 km bis zum Hotel am anderen Ende der Ortschaft. Ich stelle mir die Pralines vor, wie ein Esel, dem man ein Ruebli vor die Nase gebunden hat. Das hilft. Heute habe ich die ersten offenen Kirschenblueten gesehen.

Mein Freund Andi Hoffmann wird an einem Kardiologenkongress teilnehmen und trifft mich nachher am 31.3. in Oklahoma City. Ich freue mich sehr auf das gemeinsame Wandern.